

selbst wie ein Wunder erschien, aufgeschossen und zur Seite gesprungen.

Im nächsten Augenblick hatte der Tiger sich gewandt. Wieder harrten seine Augen lähmend, und der Schuß fiel erst, als der „Teufel“ schon sprang.

Die Kugel mußte das Rückgrat verletzt und die Hinterhand sofort gelähmt haben. Zwei Schritte vor dem Engländer krachte der „Teufel“ zu Boden. Der Weiße wich wieder aus, denn das Tier schlug mit den ungelähmten Pfoten um sich und warf den schweren Kopf zur Seite, um den Menschen mit den Fängen zu packen. Doch es überstieg sich dabei nur leichtwärts, lag einen Augenblick unmittelbar neben dem Steilabfall zum Flußlauf, wollte sich aufrichten und stürzte hinab, fünf, sechs Meter tief.

Ein dritter Schuß aus der wieder geladenen Büchse des Engländers tötete das Tier.

Der Forstmann kletterte zu seiner Beute hinunter. Wilde Weidmannsfreude erfüllte ihn, der Stolz, den „Teufel“ endlich erlegt zu haben.

Seine Genugtuung wurde nur erhöht durch einen Fund, den er dort unten am Steilabfall machte. Eine natürliche Höhle rief ein Loch in die Uferwand, drinnen lagen die Reste eines Rhakianzuges, die Reste eines Paars brauner Stiefel.

Da mußte der Engländer, warum er von Brandon damals keine Spur fand. Ein Sprung mußte den „Teufel“ vom Waldrand bis auf den harten Boden vor dem Bungalow getragen haben. Der zweite ließ ihn mit der Beute verschwinden. Er war eben kein gewöhnlicher Tiger, sondern ein „Teufel“.

Das Ende des Millionärs Mallinson

Der Dünkel des Emporkömmlings. — Millionärstochter und Gastwirt. — Rache des Schiffchals. — Der Sturz aus dem zwölften Stockwerk.

Von G. W. Hammer-Jersey City.

Das ist nun einmal so in der Welt, daß Emporkömmlinge mit weit größerer Geringachtung auf gesellschaftlich unter ihnen stehende herabgesehen, als dies Angehörige bevorzugter Stände tun. Der Reichgewordene schämt sich nur zu oft seiner Herkunft und sucht ängstlich zu verhindern, daß seine Kinder mit Angehörigen derjenigen Kreise in Berührung kommen, aus denen er selbst stammt. So begehrt er vielleicht, von einem ungerechtfertigten Minderwertigkeitsgefühl getrieben, die einzige Würde seines Lebens, erweist er sich einmal als schlechter Kaufmann.

Wenigstens war es so bei Siram Mallinson, dem New Yorker Multimillionär und Seidenkönig. Als Laufjunge für ein Büro hatte er begonnen, um es zu einer der Größen der Fünften Avenue zu bringen. Geld erschleicht in der Vereinigten Staaten noch weit rascher als in der Alten Welt dem Besitzenden alle Kreise, und so zählte Mallinson zu den Spitzen der New Yorker Gesellschaft. Dementprechend war auch die Auffassung, die er seiner einzigen Tochter Vorna von der Ordnung der Dinge auf dieser Welt beizubringen verfuhrte. Sie sollte einst seine Stellung einnehmen, wie sie der Tochter eines amerikanischen Multimillionärs zukam, also am besten irgend einen europäischen Grafen oder Fürsten heiraten, zum mindesten aber einen sozial Gleichgestellten.

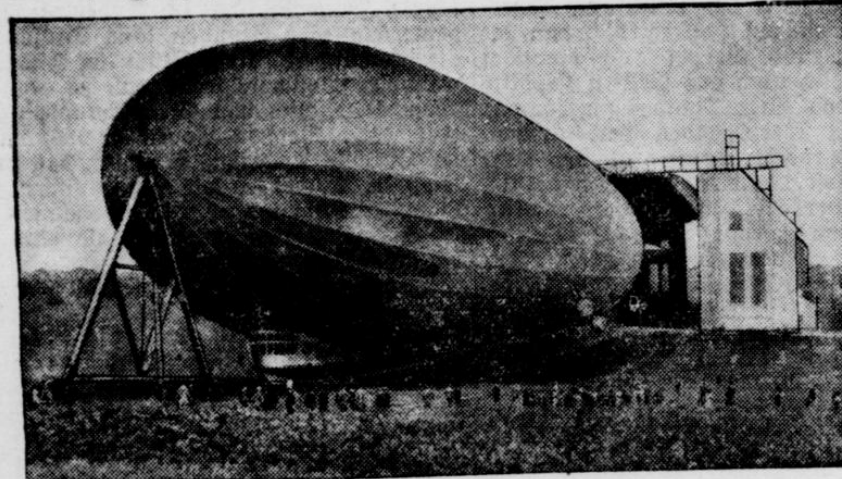
Vorna enttäuschte den Vater bitter. Niemals hatte sie Anzeichen atavistischer Rückschläge in die plebejischen Ansichten ihrer Vorfäter verraten, bis der Zufall sie eines Tages in ein Gasthaus in der Nähe New Yorks führte. Eine Anzahl reicher Müßiggänger aus ihren Kreisen hatte den Einfall gehabt, dort im bescheidenen Lokal eine vergnügliche Partie originell zu beenden. Doch dieser Besuch war erst der Beginn eines Romans. Vorna Mallinson verliebte sich auf den ersten Blick in den stattlichen Wirt, den fünfundzwanzigjährigen Eugene Bowen.

Sie machte zuhause ein paar vorsichtige Andeutungen. Die Antwort war ein kategorisches Nein von seiten des Vaters. Damit glaubte Mallinson die Angelegenheit aus der Welt geschafft zu haben.

Er irrte sich aber. Denn kurz entschlossen brante Vorna mit dem Mann ihrer Wahl nach Kanada durch. Da machte Mallinson gute Miene zum bösen Spiel, verzog den beiden Ausreisern und ließ die Trauung in seiner eigenen palastartigen Wohnung stattfinden. Manche wunderten sich über den nachgiebigen Millionär.

Er lächelte während der Zeremonie. Doch ein Geschäftsfreund, der ihn näher kannte, sagte leise zum anderen: „Dieses Lächeln hat noch immer bedeutet, daß Mallinson denien-

„Graf Zeppelin“ übt am neuen Ankermaß



Das Luftschiff vor der Friedrichshafener Halle an dem neuerrichteten fahrbaren Ankermaß.

In Friedrichshafen wurde eine neue fahrbare Anker- vorrichtung für den „Graf Zeppelin“ erprobt. Der Mast läuft auf Schienen und kann so ohne Zuhilfenahme von Seilemannschaften den Riesenlauf des Luftschiffs aus der Halle ziehen und in die für den Aufstieg geeignete Stellung bringen.

gen, der ihn zu einer ihm widerstrebenden Handlung zwang, rücksichtslos vernichtete.

Dieser Vernichtungskampf begann tatsächlich sofort. Bowen wurde von seinem Schwiegervater gezwungen, sein Wohnhaus zu verkaufen. Die Tochter des Millionärs Mallinson sollte angeblich nicht Witzefrau genannt werden können. In Wirklichkeit wollte der Seidenkönig dem Schwiegervater nur die Existenz nehmen. Bowen sollte mit dem Erlös aus seinem bescheidenen Besitz Grundstücksgeschäfte machen. Er hatte keine Ahnung davon.

Es war ihm nicht weiter übel zu nehmen, wenn er gedacht hatte, als Schwiegervater des Multimillionärs würde er mancher Sorge entgehen sein. Nun irrte er sich. Mallinson gab seiner Tochter keinen Pfennig mit. Er setzte ihr wohl ein Rodelgeld von zehntausend Dollars aus, aber unter der Bedingung, daß die ganze Summe nur für Kleider für seine Vorna ausgegeben würde. Dann verlangte Mallinson, daß sein Schwiegervater eine „standesgemäße“ Wohnung mietete und dementsprechend ausstattete. Dieser Wunsch kostete Bowen das ganze Vermögen.

Schließlich mußte der junge Ehemann froh sein, eine ganz niedrig bezahlte Stellung als Gehilfe bei einem Gütermakler zu finden. Natürlich reichte sein Einkommen nicht für das Allernotwendigste, und er sah, daß er in den Augen seiner jungen Frau rasch an Achtung verlor. Mallinson trug sein Teil dazu bei, indem er seiner Tochter wiederholt vorhielt, daß ihr Mann nicht einmal eine Frau ernähren könnte.

Ein Kind, das sich einstellte, erhöhte nur die Not im jungen Haushalt. Zuletzt war Bowen ohne alle Mittel. Vorna kehrte mit dem Kinde in den elterlichen Palast zurück. Ohne jeden Zweifel liebte sie ihren Mann noch immer. Sie hatte nicht die Kraft, ohne ihn zu leben, aber auch nicht den Mut, Entbehrungen auf sich zu nehmen. Bowen wollte sie in der elterlichen Wohnung aufsuchen, sie bitten, auch in der Not zu ihm zu stehen, wie jede pflichtbewußte Frau es tut. Er wurde aber an der Tür abgelehrt und erhielt den Bescheid, seine Frau möchte ihn nicht zu sehen und Mallinsons Anwalt habe die Scheidungsklage eingereicht.

Die brauchte freilich nicht mehr ausgelacht zu werden. Denn in der Nacht darauf stürzte sich Vorna Bowen aus einem Fenster der elterlichen Wohnung in den zwölf Stockwerk tief liegenden Hof hinab. Dort fand man die tote am nächsten Morgen. Das Leben hatte eben an die Multimillionärstochter eine zu schwere Frage gestellt.

Drei Jahre lang ließ Bowen nichts von sich hören. Manche behaupten, es hätte so lange gedauert, bis er begriff, welches Spiel sein Schwiegervater getrieben hatte, um ihn zu vernichten. Andere meinen, er habe absichtlich so lange Zeit verstreichen lassen, damit seine Rache dann umso besser treffen konnte.

Auf jeden Fall schien es so, als hätte der Multimillionär das Glück seines Kindes ganz vergessen. Dann aber hielt er eines Tages eine Klagezustellung in der Hand. Sein Schwiegervater verlangte von ihm eine runde Million dafür, daß Mallinson ihm die Liebe seiner Frau gestohlen habe.

Was konnte so ein armer Kerl dem Multimillionär anhaben? Mallinson — so sollte man denken — hätte der Klage dank der ihm zur Verfügung stehenden Mittel ruhig entgegen-

Es kam anders. Ein paar Minuten später fand ihn seine Sekretärin über den Schreibtisch zusammengeklunkert. In seiner Hand hielt er die Klagezustellung seines Schwiegervaters. Er war tot.

Der Arzt, der Mallinson untersuchte, meinte, eine plötzliche große Erregung hätte einen Schlag herbeigeführt. Möglich, daß die blühartige Erinnerung an eine Verurteilung so wirken kann.

Am Ausguck

Wolfsjäger gesucht!

Einen eigenartigen „Auf zu den Waffen“ veröffentlichte kürzlich eine große römische Zeitung, indem sie sämtliche Jäger der ewigen Stadt aufforderte, sich in die Umgebung von Cassino zu begeben und dort die Wölfe zu erlegen, die unter den Schaf- und Ziegenbeständen der Bauern großen Schaden anrichteten. Der Aufruf hatte zunächst nicht den geringsten Erfolg, denn alle Welt hielt ihn für einen guten Witz. Erst als er unter Hinzufügung der genauen Adressen der geschädigten Viehhalter wiederholt wurde, machte sich alles, was Neigung zur Wolfsjagd in sich verpürte, auf die Beine, um den verführigen Räubern den Garau zu machen. Die Wolfsplage in Mittelitalien ist in der Tat außerordentlich groß. Der ungewöhnlich heiße und trockene Sommer in der Verbindung mit der kalten Witterung der letzten Zeit hat zahlreichen Kleintierarten eingegeben lassen, so daß sich die Wölfe ihrer gewöhnlichen Nahrung beraubt haben und aus den Schluchten der Apenninen in die Ebene hinabstiegen, um dort unter den Schaf- und Ziegenherden erhebliche Vernichtungen anzurichten. Die Bauern stehen den Raubtieren machtlos gegenüber, und erst das allgemeine Kesseltreiben, das nunmehr gegen die Wölfe einleitet wird, dürfte der Plage ein Ende machen.

Nächtliches Drama in der Dschungel.

Kein Mensch war Zeuge des Dramas, das sich zur Nacht in der Nähe des indischen Jander-nagor abspielte, aber aus den am Tage vorgefundenen Anzeichen ließ es sich ohne Schwierigkeiten wieder aufbauen. Ein Franzose kam spät nachts aus dem Klub und strebte seinem Heim zu, das weit außerhalb der Stadt lag. Er benutzte dazu den Eisenbahndamm, weil dieser der kürzeste Weg war. Eine Strecke führte durch dichte Dschungel. Eine Kieselbahn lag zwischen den Gleisen, und wollte sie gerade überqueren. Sie griff den Bestürzten an, als der Franzose im Dunkeln über sie stolperte. Mensch und Tier rangen mit einander. In seiner Todesangst schrie der Weiße wohl um Hilfe, obwohl er wußte, daß kein Mensch ihn vernahmen konnte. Vielleicht hörte er aber auch den nahenden Schnellzug, der um diese Zeit Jander-nagor verlassen mußte. Das einzige Wesen, das durch den Schrei auf das Drama in der Dschungel aufmerksam wurde, war ein Tiger. Er ließ sich heran, erkannte die willkommene doppelte Beute und sprang die Kieselbahn an. Er achtete nicht auf seine Umgebung, und der Schnellzug tötete Mensch, Schlange und Tiger.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altna. Druck und Verlag: P. H. Sang, Altna.



Beilage zum Altnaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

r. 42

Mittwoch, 21. Oktober

1931

Di. Nachbarschaft

Von Anton Mailly.

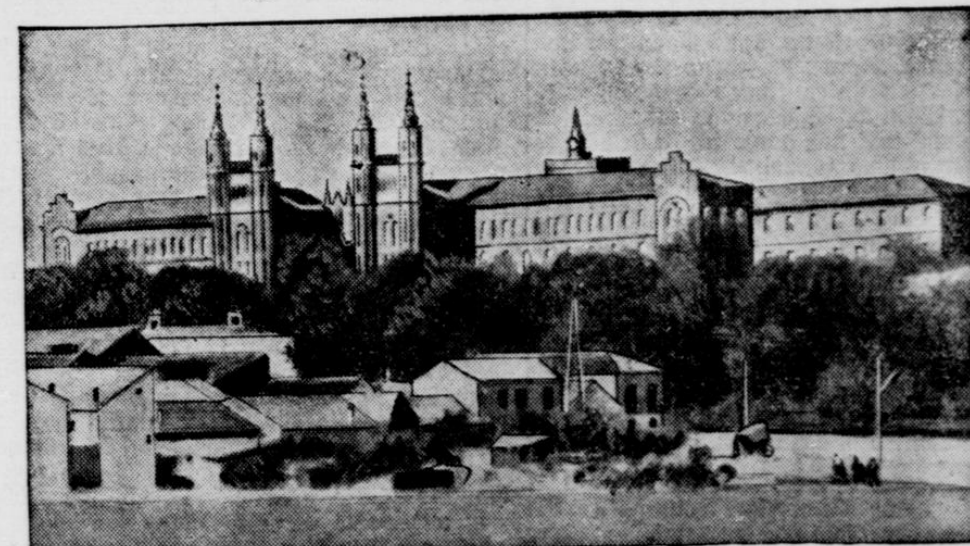
In alten Dörfern und Städten werden noch heute unter Bürgern und Bauern einer Straße oder eines Platzes Feste abgehalten, deren Herkunft ziemlich dunkel ist. Man nennt die Nachbarschaftsfeste das Nachbar-Bier, selbst das Pfingstgelage oder die Bürgergemeinde. Fragt man nach ihrem Ursprung, so heißt es gewöhnlich, daß diese heiteren Zusammenkünfte, die einmal im Jahre oder nach bestimmten Jahren immer wieder stattfinden und mitunter originelle Bräuche aufweisen, nach einem Krieg oder nach einer Seuchengeit entstanden seien. In manchen Gegenden leitete man sie auch von der mittelalterlichen Kirnne ab, in Wirklichkeit aber sind sie Reste aus uralten Weistümern.

Bei den alten Deutschen gab es drei Stände: die Adligen, die Freien und die Hörigen oder Knechte. Die Volksgenossenschaft bestand eigentlich aus den Freien, aus den eigentlichen Grundbesitzern, den Bauern. Sie hatten freie Rechte und standen unter sich in einer festen Gemeindeverbündung, in einer Gesamtbürgerschaft und Rechtsgenossenschaft, wie Jakob Grimm in seinen „Rechtsaltertümern“ hervorhebt. Diese Freien nannten sich untereinander Nachbarn (aus nahapurus, lat. vicinus). Gewisse Rechte, die sich auf Kauf und Verkauf von Gründen, Häusern, Bodenprodukten bezogen, wurden ebenso wie die Pflichten von den Nachbarn streng berücksichtigt. Diese Solidarität, wirtschaftliche Gemeinschaft gestaltete aus dem Wort Nachbar sozusagen eine enge Freundschaft, und noch heute ist auf dem Lande der uralte Begriffslin erhalten geblieben. Für gelegentliche Freundschaftsdienste kommt bei dem Bauer vor allem der Nachbar in Betracht, der Anrainer, der auch in Abwesenheit des Bauers seinen Hof behütet. Diese enge Freundschaft erstreckt sich sowohl auf den rechten als auf den linken Anrainer, odgwar aus den Bräuden zu ersehen ist, daß der rechte Nachbar gewöhnlich bevorzugt wird. Bei einer Feiertat werden vor allem die beiden Nachbarn eingeladen und auch beim Sautanz, bei einer guten Obsternte nicht vergessen.

Besonders anschaulich lehrreich schildern die alten Dorfordnungen das enge Nachbar-schaftsverhältnis, die „Nachbarschaft“ der Ortsbewohner. In der Dorfordnung von Gröblich in Sachsen aus dem Jahre 1793 werden die Pflichten der Bauern, die immer Nachbarn genannt werden, genau verhandelt. Besonders interessant sind darin die zwei letzten Punkte. Da heißt es nämlich, daß jeder neue Nachbar vier bestimmte Obstbäume auf dem Gemeindegrund einzupflanzen und der Gemeinde nach Erlangung des Nachbarrechts eine Tonne Bier aus eigenen Mitteln zum „Leih-Kauf“ zu geben hat. Schick die Gemeinde das Eisen, das ist das Nachbarzeichen, herum, so müssen die Nachbarn in einer halben Stunde in der einberufenen Versammlung erscheinen, ansonsten eine Buße erlegen. In dieser Ordnung kommt das Nachleben in einer Gemeinde bereits anschaulich zum Ausdruck. Hier fällt das Nachbarzeichen auf — nämlich ein Stock ein Knüttel oder eine eiserne Stange — wie die Keule an den Stadtkronen als Rechtsymbol dient. Das unter allerlei Namen bekannte Nachbarzeichen wurde von Haus zu Haus mit dem mündlichen Vorrecht des Schulzen weitergegeben. Die Nachbarrechte mußten streng berücksichtigt werden, und in Zeiten der Not, bei Feuersbrünsten, Ueberflutungen, Feindesgefahr hatten alle Nachbarn wacher mitzuhelfen.

Die Stadt Einbeck in Hannover feiert seit dem 16. Jahrhundert in gewissen Zeiträumen das Nachbarchaftsfest. Während des heiteren Festes werden alle Klassenunterschiede auf-

Zum spanischen Kirchenkonflikt



Charmartin de la Rosa,

eins der berühmten Jesuitenklöster, das jetzt in Staatsbesitz übergeht.

Die Kirchengeliebte der spanischen Nationalversammlung, die bekanntlich zum Rücktritt der Regierung geführt hatte, sieht den Uebergang aller Kirchengüter in Staatseigen-

hoben, was an die Gemeinschaft der alten freien Nachbarn lebhaft erinnert. Wer daran teilnimmt, ist der „Herr Nachbar“, die „Krau Nachbarin“, und aus alter Zeit hat sich sogar der Nachbarspruch erhalten: „Bivat de Nachbarschaft, — Bivat de ganze Tropp, — Arm und Riehe, — Bivat hüf gliche“. Nach einer Studie von Professor Feile werden 11 solche Nachbarschaften in Einbeck genannt, die aus den Bewohnern der verschiedenen Hauptstraßen der Stadt sich gebildet haben. Zum erstenmal werden sie als bursepo im Jahre 1315 erwähnt, und nach der alten Polizeiverordnung von 1573 und den Statuten von 1658 hatten die Nachbarn, zu denen die Hausbesitzer und auch die Mieter gehörten, bestimmte kommunale Aufgaben zu erfüllen, die heute zum großen Teil von den Gemeindefunktionären besorgt werden. In Ueberlingen am Bodensee wird das Fest der „Nachbarschaftsfeier“ genannt. Ein Hausbesitzerverein veranstaltet ihn zu Johann, oder am Peter und Pauli-Tage. Hier leben die alten Rechte der Dorfordnung fort. Der ursprüngliche Zweck dieser „Nachbarschaft“ war nach ihrer Chronik Pflege guter Freundschaft, sich gegenseitig in der Not beizustehen und etwaige Zwistigkeiten bei einem Trunk Wein zu schlichten. Daß diese Nachbarschaft, wie die Chronik mitteilt, aus der Pestzeit 1610/11 hervorgegangen ist, ist kaum anzunehmen. Wahrscheinlich fand damals wohl nur ein Wiederanleben der uralten Einrichtung in einigen Gassen statt. Jede Nachbarschaft hat hier als Vorstand einen „Gassenwärtler“, der zugleich Vermögensverwalter ist. Ihm zur Seite steht der „Nachbarschaftsmesner“. Beide werden auf Lebenszeit gewählt. Nach die Statuten lassen deutlich den Sinn der alten Nachbarschaften erkennen.

Am „Weißen Schwan“ am Frauenplan in Weimar wird eine Stube die „Gemeindestube“ genannt, weil die „Planburichengemeinde“ hier seit altersher das Zwiebelmarktsfest feiert. Bereits eine Chronik aus dem Jahre 1653 erwähnt diese kuriose Feier, die sich als ein uraltes Nachbarchaftsfest entpuppt. Am Vorabend des Festes, das immer an einem Sonntag ist, versammeln sich die Planburichen, nämlich die am Frauenplan anässigen Hausbesitzer, beim „Gemeindewirt“ im „Schwan“, um hier die Zwiebelwagen auszuspuhen. Wer während des

Jahres sein Haus ausbessern ließ, muß erwar-ten, daß ihm während der Nacht eine Woge an sein Haus gehängt wird, was ihn verpflichtet, tags darauf die „Gemeinde“ mit dem traditionellen Speck- und Zwiebelkuchen zu trak-tieren. Dann wird am Frauenplan ein mit Reisig, Zwiebelkranz und bunten Bändern geschmückter Mastbaum aufgerichtet. Am Sonntag morgen findet das Zwiebelkuchen-frühstück statt. Auch Goethe hat an diesem alten Nachbarchaftsfeste teilgenommen. Als Hausbesitzer war er ja auch ein Planburiche und unterließ es nicht, an diesen Tage seine Freunde mit dem Zwiebelkuchen zu über-rauschen. Goethe hat auch der „Gemeinde“ das Vorrecht verschafft, das Fest und den Markt in altergebrachter Form weiter abzuhalten. Das Fest am Frauenplan ist erhalten, ebelfien, der Gemüßmarkt findet aber jetzt in der nahen Schillerstraße statt.

Ausgewanderte Deutsche haben das Nachbarchaftsfest in ihren neuen Ansiedlungen eingeführt. So blieb bei den Deutschen in Elebenbürgen diese wirtschaftliche Einführung bis auf den heutigen Tag erhalten und hat sich in der Fremde angeeignet besonders gut bewährt. Selbst nach Amerika sollen deutsche Auswanderer die „Nachbarschaften“ verpflanzt haben.

Der Sternenhimmel im November

Von Dr. Dr. Carl G. Cornelius

Im November beginnen die Fixsterne, deren Beobachtung durch die früher eintretende Dunkelheit für den Liebhaber der Astronomie wesentlich erleichtert wird, sich in jenem vielfältigen Glanze zu zeigen, der dem wintertlichen Sternbild sein Gepräge gibt. Besonders auf der Ostseite des Firmaments tritt das in Erscheinung, denn hier treten die im Sommer unsichtbaren eindrucksvollen Konstellationen Orion, Zwillinge und Kleiner Hund über den Horizont. Anfang des Monats um 23 Uhr Monatsmitte um 22. Monatsende bereits um 11 Uhr sind sie gerade im Aufgang begriffen. Dann hat Orion, der durch die drei in einer Linie stehenden Sterne seines Wehrgehänges

und durch die hellen Lichtpunkte Beteigeuze (links oben) und Rigel (rechts unten) so sehr auffällt, noch nicht seine gewöhnliche feine rote Stellung eingenommen, sondern steht schräg zur Gesichtslinie. Weiter ihm funkelnd die Sterne des Stiers, der rote Aldebaran, an den sich — einem V ähnlich — die Sterngruppe der Hyaden anschließt. Rechts oberhalb davon glimmert das Siebengestirn, das ebenfalls zu diesem Hilde gehört. Noch höher hinauf folgt der Fuhrmann mit der gelben Capella; sie ist leicht zu finden durch das dicht bei ihr stehende kleine Sternendreieck — der Sage nach das Zirkel, das der mittelaltliche Kutscher auf dem Arm trägt. In der Richtung zum Scheitelpunkt des Himmels schließt sich weiter der schöngestirnte Bogen des Perseus zu. Der Stern rechts außerhalb dieser Reihe ist der Veränderliche Algol, dessen Lichtwechsel von allen dieser Gattung am leichtesten zu verfolgen ist, da die Periode in den Helligkeitskurven nur 68 Stunden beträgt. Unmittelbar um das Zenith selbst gruppierten sich die Bilder Cassiopeia und Andromeda, erstere wie ein W aussehend, letztere eine langgestreckte Sternreihe bildend, die nach Südwesten in das Vierdeck des Regulus ausläuft. Am Südhimmel sind wohl zahlreiche Sterne zu sehen, doch treten keine markanten unter ihnen hervor. Wader, Fische, Walfisch, W. Hermann fallen diesen Himmelsraum, und nur ganz tief in den Dünken des Horizontes funkelt ein Stern erster Größe: Komastat im Südlichen Fisch. Im Westen ist der Halm mit dem weißen A. r. im Verfinck, erst im nächsten Mai werden wir ihn wiedersehen. Sekales, weiter östlich, wird vom gleichen Schicksal betroffen. In den höheren Teilen dieser Himmelsgegend ist der Schwan als großes aufrecht stehendes Kreuz und die kleine Vier mit der hellen Vega zu finden, während nach Nordosten zu die nie untergehenden bekannten Bilder Großer und Kleiner Bär mit dem dazwischenliegenden Drachen folgen.

Von besonderen Himmelserscheinungen ist der Sternschnuppenschwärm zu erwähnen, der in den Nächten zwischen 10. und 17. zu beobachten sein wird. Er führt den Namen Leoniden, weil der Punkt seiner scheinbaren Ausstrahlung im Löwen liegt. Dieses Sternbild geht kurz vor Mitternacht auf, die aus ihm kommenden Schnuppen selbst zeichnen sich durch verhältnismäßig kurze Bahnen und große Geschwindigkeit aus.

Von den Planeten bleiben Merkur und Mars unsichtbar; leider, denn sie bilden zusammen mit Venus, die als Abendstern etwa eine halbe Stunde im Westen erscheint, in der zweiten Monatshälfte ein schönes Dreigestirn im gleichen Sternfeld. Jupiter, der während der Dauer seiner abendlichen Unsichtbarkeit in den Vormonaten allmählich ganz in den Löwen hinübergewandert ist, erscheint in der ersten Abendstunde über dem Gesichtskreis und beherrscht während der zweiten Nachthälfte als hellster Lichtpunkt (er hat die Siriusähnlichkeit bereits überschritten, und seine Leuchtkraft wächst ständig) den Himmel. Im laufenden Monat bietet sich günstige Gelegenheit, seine vier größeren Monde mittels eines kleinen Fernrohrs zu beobachten. Fünf weitere Trabanten von ihm werden nur in großen Teleskopen sichtbar. Besonders die Nachthunden des 10., 18. und 25. zeigen die wechselvollen Schaupiele der Bedeckung und Verfinsternung mehrerer Jupitermonde, bezw. deren Durchgang vor der Planetenscheibe. Die Sichtbarkeit des gelblich leuchtenden Saturns, der schon in der Abenddämmerung im Bilde des Schützen auftaucht, sinkt auf etwa zwei Stunden Dauer, und auch die Helligkeit dieses Planeten nimmt langsam ab. Uranus ist als kleines Scheibchen an der Südgrenze des Bildes der Fische zu finden, mit dem er bei Einbruch der Dunkelheit schon über dem Horizont steht und in der vierten Morgenstunde verschwindet. Neptun kommt gegen Mitternacht über den Gesichtskreis und ist ein wenig links unterhalb von Regulus, dem Hauptstern des Löwen, im kleinen Fernrohr zu erblicken.

Die Sonne tritt am 23. um 7.30 Uhr aus dem Zeichen des Skorpion in das des Schützen. Sie steigt dabei immer tiefer unter den Himmelsäquator, ihr Tagbogen verkürzt sich weiter, und damit wird die Nacht immer länger. Am 1. November währt die Dunkelheit 14 1/2 Stunden, am 30. bereits 15 1/2 Stunden. Dabei nähert sich die Erde im November ständig der Sonne, deren scheinbarer Durchmesser sich um zwölf Bogenminuten im Laufe dieses Monats vergrößert. Der Mond zeigt folgende Hauptgestalten: Letztes Viertel am 3. um 8 1/2 Uhr, Neumond am 9. um 23 1/2 Uhr, Erstes Viertel am 17. um 3 1/2 Uhr, Vollmond am 25. um 8 1/2 Uhr.

Sie schlafen wie die Marmelstiere

Wie komme ich am besten durch den Winter? — Meister Grimbart und sein „Schmalzloch“. — Der Jgel will auf jeden Fall schlafen.

Von G. A. Brüdern - Wien.

„Du altes Marmelstier!“ Ich weiß nicht mehr genau, wer mir dies Rosewort kürzlich an den Kopf warf. Die Person spielt ja auch keine Rolle. Und wenn es zufällig meine Frau gewesen wäre, so würde ich es doch nicht sagen. Das ist man halt seiner Männlichkeit und Würde schuldig. Also lassen wir das.

Ich wollte ja auch vom Marmelstier reden und nicht von meiner besseren Hälfte. Ich glaube mancher unter uns wünscht im Augenblick lehnlich, er könnte wirklich ein Marmelstier sein und über den bevorstehenden Kummer dieses Winters hinüberdauern. Dann bräuhete er sich nicht mit dem harten Geld des Erwerbslosen durch den Winter zu hungern und zu frieren.

Das Marmelstier hat's wirklich gut. Im Sommer darf es sich vor seinem Sommerbau sonnen und mit dem Nachbarn vom nächsten Loch ungestört einen kleinen Geseiterschlaf halten, denn ein Wächter sitzt ja über ihm auf hohem Stein, und der Wächter spürt nicht auf, sobald eine Gefahr im Anzuge ist. Im Herbst, wenn die Jungen das Größte überstanden haben, bereitet sich Herr Marmelstier mit Familie ebenso einfach wie praktisch auf den Winter vor. Er gräbt eine tiefe Lege und geräumige Winterwohnung mit einem acht bis zehn Meter langen Gang. Die Mündung verstopft er fein säuberlich mit dem „Zapfen“, einem Gemisch von Heu, Steinen und Erde, und dann legt sich die ganze Familie im weichen gepolsterten, warmen Kessel zum Winterschlaf nieder. Damit ist für sie der gesamte Fragenkomplex: „Wie komme ich durch den Winter?“ auf ideale Weise gelöst.

Dem bekanntesten unter unseren heimischen Winterschlafers bereitet die Frage ebenso wenig Kopfzerbrechen. Meister Grimbart, der Dachs, der mit seinen kurzen Eindrücken und seinem gedragenen Leib den Eindruck eines mürrischen und trüben Gesellen erweckt, hat sich im Sommer ein ordentliches Wänslein angemastet und trotz von Fett. Er weiß aus Instinkt und alter Erfahrung — er wird durchschnittlich zwölf Jahre alt — seinen Kessel so anzulegen, daß dieser unter der Krotzgrenze bleibt. Das ist wichtig, weil die Körperwärme des Daches während des Winterschlafes an sich bedeutend herabgemindert ist. Zu Beginn des Herbstes sammelt Meister Grimbart trockenes Laub oder langgestieltes Moos, das er zu Ballen zusammenscharrt und in den Kessel schiebt. In seinem warmen Bett rollt er sich dann zur Kugel zusammen, und die ganze Welt kann ihm bis zur nächsten Lichtmorgengestohlen werden. Alles, was er braucht, hat er ja bei sich, das Fett, von dem er zehrt, ohne in seinem Schlaf etwas davon zu merken. Er tut uns freilich nicht — wie im Volksmund oft behauptet wird — den Gefallen, sich aus dem „Schmalzloch“ zu befreien. Diese kleine schlängelnde Öffnung unmittelbar unter dem Würzel scheint eher — wie bei seinen Bettlern, den Stinktieren — ein etwas verkümmertes Schutzhorn zu sein, scheidet sie doch eine schleimige Flüssigkeit aus, die nicht gerade angenehm duftet. Nachhaft ist sie sicher nicht.

Der Jgel ist ein anderer unter den bekannten Winterschlafers unserer Heimat. Anfang November sucht er sich unter einer Hecke oder in einem hohlen Baum ein geschütztes Plätzchen und vergräbt sich dort tief unter trockenem Laub und Moos. Er ist ein hartnäckiger Schläfer, der sich selbst dann zum weltvergessenen Schlummer zusammenrollt, wenn er zum Haustier wurde und ein warmes Plätzchen gefunden hat, das ihn vernünftigerweise der Notwendigkeit des Winterschlafes entheben müßte. Er hält die ihm von der Natur vorgeschriebene Ruhepause selbst im warmen Stall ein.

Der Bär, der gewaltigste unter allen Winterschlafers, hat unsere Heimat, wohl für immer verlassen. Auch ein anderer dieser Gilde, der den bezeichnenden Namen Siebenschläfer führt, weil seine Winterpause nicht weniger als sieben Monate währt, geht in Deutschland seinem Ende entgegen. Häufiger ist sein kleiner Vetter, die Bailemaus, die den Winterschlaf in einem kunstvoll gebauten Nest verbringt und sich leicht jähnen läßt. Der Hamster ist sprichwörtlich geworden wegen der Vorräte, die er in seinem Bau aufstapelt. Das im Kriege so gebräuchliche Wort vom Hamstern, das stets eine Art Angsthypothek des Betreffenden ausdrückt, ist wirklich glücklich abgeleitet, denn der Hamster kann in den seltensten Fällen die von ihm aufgestapelten Vorräte vergehen,

schlief er doch die meiste Zeit im Winter, um nur dann aufzuwachen, wenn die Witterung wärmer ist.

Der Maulwurf wird von den einen als Winterschläfer bezeichnet, andere sprechen ihm die Fähigkeit dazu ab. Vielleicht ist es richtig, wenn man sagt, die Entscheidung darüber, ob er sich zum Winterschlaf genötigt sieht, hängt ganz davon ab, ob er sich ein frostsicheres Nest gegraben hat, in dessen Umgebung er Nahrung findet, oder ob sein Gang so wenig tief in die Erde führt, daß er durch die Kälte zur Untätigkeit verurteilt ist. Ein unsicherer Kantoniist in dieser Beziehung ist auch das Eichhörnchen, das sich ähnlich dem Hamster Wintervorräte sammelt und im Gegenfall zu anderen Tieren keinen ununterbrochenen Winterschlaf hält. Die Fledermaus dagegen verkriecht sich für den ganzen Winter in irgend eine Höhle oder einen unterirdischen Gang, und kimmert sich nicht darum, ob die Ärztze es für schädlich halten oder nicht, wenn man mit dem Kopf nach unten hängt.

Zu den kollektiven Winterschlafers, die Winterschlaf halten, gehören Schlangen, Eidechsen und Urche. Am interessantesten ist hier das Gebaren der Blindschleiche. Im Frühjahr und Sommer ist sie ein regelrechter Einsiedler, doch im Oktober finden sich oft Tausende von ihnen zusammen, um bis in den März hinein zu einem Klumpen geballt die Kälte zu verdrängen. Ein wunderbares Plätzchen zum monotonen Schlummer suchen sich unsere Frösche im Schlamm der Teiche aus. Von den Fischen machen es ihnen unter anderen der Karpfen und der Schleimaus nach. Alle Kaltblüter verbringen den Winter in völliger Starre, ebenso die Wirbellosen, vor allem Schnecken und Insekten. Sie wissen alle nichts vom Kummer des Winters, und in dieser Beziehung sind sie uns Menschen trotz unserer Hilfsmittel weit überlegen. Denn unter Winterschlaf bebringt sich auf eine Wintermüdigkeit, die ein gesteigertes Schlafbedürfnis mit sich bringt. Das ist leider alles, was wir vom „alten Marmelstier“ an haben.

Fest der Masse

Gesellschaftsleben und Zeiten der Not. — Soirée beim spanischen Votschaster.

Politik, Mode und Frauen.

Von Franz Lehnhoff.

„Der Votschaster Spaniens und Frau Américo Castro bitten Herrn Soundso und Frau, ihnen die Ehre zu geben, den Abend von zehn Uhr ab mit ihnen aus Anlaß des Festes der Masse zu verbringen.“ Die freudige Stimmung, die sich durch die Einladungskarte ausbreiten läßt, wird heute durch ernste Bedenken gebrochen. Feste feiern, froh sein, lachen an Wenden von Tagen, an denen man so viele Sorgen um die Zukunft, so viel offenes Elend gesehen hat? Gesellschaftsleben auch in Zeiten der Not?

Aber solche Bedenken weichen, wenn man die langen Aufzähle vor den Stätten der gesellschaftlichen Zusammenkünfte sieht, die zahlreichen Bedarfs- und auch Luxuswagen, die von Tausenden fleißiger Arbeiter unter der Anleitung vieler schaffensfreudiger Ingenieure gebaut worden sind. Und diesen Autos entgegen stellen sich gekleidete Männer, prächtig angezogene Frauen, die alle als unentbehrliche Auftragsgeber für Heere emiger Mädchen und Frauen in den Spinnereien und Modegeschäften wirken. Und wieviele andere Berufsstände müssen zusammenwirken, ehe aus nur der äußeren Rahmen eines Festes geschaffen werden kann! Feste brauchen weiter etwas Ueberflüssiges noch etwas Uebermütiges zu sein. Sie werden ohnehin durch den Trud der Allgemeinheit, dem sich niemand zu entziehen vermag, stark gedämpft und haben oft auch einen sehr ernsten, würdigen Anlaß.

Das gilt in verstärktem Grade für das „Fest der Masse“, das sich die spanisch sprechenden Länder der ganzen Erde geschaffen haben. Die Anregung für einen ganzen Tag des gemeinschaftlichen Bekannntnisses der Zusammengehörigkeit der Völker spanischer Zunge, die ja sämtlich in der Präsenzhänkeinfalt ihre Heimat erblicken, soll von dem argentinischen Präsidenten Trigoen ausgegangen sein, dem Manne, der von der ersten bis zur letzten Stunde des Weltkrieges allen noch so harten Verlockungen, allen erregenden Erscheinungen wie der Verhinderung argentinischer Handelschiffe durch deutsche Unterseeboote mit bewunderndem Geduld und Festschheit widerstand und Deutschland die Freundschaft hielt,

die zwischen uns und den spanisch sprechenden Ländern durch lange Zeit ungetrübt geblieben war. Wenn man über den politischen Tageskampf hinausgeschaut sein wird, wenn die Geschichte Spaniens und Weisen von einander ordnet, dann wird auch das Gestirn Hipolito Trigoen als das eines Mannes ausleuchten, der zu den weit überragenden Persönlichkeiten seiner Zeit gehörte, dann wird sein Wirken für das „Fest der Masse“, das seit 1917 seit dem Tage der 425. Wiederkehr der Entdeckung Amerikas gefeiert wird, als eine seiner großen Taten verzeichnet werden. Für die Wiedererweckung der spanischen Welt, deren überlieferte Würde sich von der Hast und dem Varm der neuesten Zeit beständig gefühlt haben muß, ist das „Fest der Masse“ zu einer der ergiebigsten Antriebsquellen neuer Kräfte geworden.

In Spanien selbst fand der große Gemeinschaftsgedanke naturgemäß das stärkste Echo, und an diesem Tage müssen auch die Katalanen und Basken und andere spanische Stämme, die augenblicklich mit so besonderem Nachdruck ihre Stammesgestalt betonen, daß die spanische Masse für sie die höhere Einheit darstellt, der sie Anhänglichkeit und Treue zu bekunden wünschen. In der deutschen Reichshauptstadt kommt das gemeinsame Empfinden der spanischen Welt durch gemeinschaftliche feierliche Veranstaltungen sämtlicher diplomatischen und konsularischen Vertretungen zum Ausdruck. Den Abschluß bildet in jedem Jahre eine Soirée im Gebäude der spanischen Botschaft.

Seit 55 Jahren ist der prächtige Palast, Dozentenstraße 15, spanischer Boden. Spanien ernacht ihn von dem Kohlenmagnaten Thiele-Winkler, der mit diesem Hause in dem damaligen Berlin etwas Einzigartiges schuf, aber es persönlich niemals bewohnt hat. Um so bekannter sind die weiten Festräume durch die Veranstaltungen der spanischen Botschaft geworden. Américo Castro, der spanische Professor mit dem geistreichen Gesicht, das von einem dichten schwarzen Vollbart umrahmt wird, der neue Herr des Hauses, veränderte nicht das gewichtige Jeronimelli des Empfangs.

Es kamen einige hundert. Spitzen der Diplomatie, der Behörden, der Gesellschaft. Und da sie ihre Damen mitbrachten, wurde die Soirée zu einem interessanten Auftakt der Berliner Gesellschaftsfeiern dieses Jahres. Es gab ein glänzendes, aber doch kein prahlendes Bild. Die Mode ist wieder ganz weidlich geworden, und die Mädchen und Frauen nutzen die ausgezeichnete ihnen gebotene Möglichkeit des langen Kleides, meist in der Modefarbe braun, zur Entwicklung ihres persönlichen Geschmacks, der sich nicht erschöpfte in der Verwendung kostbarer Stoffe, sondern sich mit Krepptüllen und Krepptüllin begnügt, ihnen im Schnitt und im Fall des Stoffes Feinheiten abgewinnt und den persönlichen Geschmacks auch in der Wahl von frischen Blumen als Schmuck des vollen und länger gewordenen Haars wiederfindet. Die spanische Tänzerin Juana Grandos, die zur Zeit in Deutschland auftritt und beim Feste der Masse nicht fehlte, machte sich zur Verkünderin der neuen Art des künstlerischen Tanges, dessen Interpretinnen nicht mehr mit der Gewagtheit der körperlichen Darbietung, sondern mit der Annuit ihres künstlerischen Könnens Erfolg suchen. Die Grandos errang ihn überreichlich, und sie wird überall, wo man sie im Reiche zu schauen bekommt, freudliche Zustimmung finden für den Ausdruck jener Besenfreude, den sie als Tänzerin von ihrer stolzen und liebenswerten Masse vermittelt.

Die Novembersternschnuppen

Von Dr. Dr. Carl G. Cornelius.

In jeder klaren Nacht zeigen sich Sternschnuppen am Himmel und zwar, im großen Durchschnitt genommen, in unseren Breiten stündlich sechs. Die Zahlen schwanken im einzelnen mit der Jahreszeit, der Tagesstunde und der Himmelsgegend, auf die sich die Beobachtungen beziehen. Im Herbst, um drei Uhr morgens und am östlichen Firmament findet man die günstigsten Sichtbarkeitsbedingungen. Diese Angaben beziehen sich aber nur auf die sogenannten sporadischen Sternschnuppen, das sind gibt es periodisch wiederkehrende, aus einer bestimmten Region des Himmels gewöhnlich ausstrahlenden. Meist zeichnen sie sich durch besondere Reichhaltigkeit aus, so daß man bei ihnen von Sternschnuppenschauern spricht. Dem Laien am bekanntesten sind die Schwaime vom 10. August und 12. November. Leider wird der Anblick der letzteren bei uns durch eine Bewölkung des

Herbsthimmels leicht verhindert, doch wenn er sich ermöglicht, ist er stets lohnend. So beobachtete Humboldt am 12. November 1790 in Venezuela vier Stunden lang Tausende von Sternschnuppen. Kein Stück am Himmel von dreifacher Vollmondgröße gab es, das nicht jeden Augenblick von Sternschnuppen gemalt hätte. Vom 12. November 1833 wird von der Diküste Amerikas berichtet, daß wie Raketen im Aussehen, wie Schneeflocken in der Dichte Sternschnuppen niedergegangen seien. In Boston zeigten sich mehr als eine viertel Million, 1866 am gleichen Datum trat die Erscheinung wieder besonders prächtig auf. Als „feuriger Regen“ wird sie geschildert. Die Unterziede von 33 Jahren zwischen dem Auftreten der stärksten Fälle, die, als man nachforschte, sich im gleichen Zwischenraum bis 902 n. Chr. zurückverfolgen ließen, brachte den Astronomen die Lösung des Rätsels der Sternschnuppenschwärme.

Von den einzelnen Schnuppen, die gelegentlich als Meteore auf der Erdoberfläche gelangen, weiß man, daß es Fels- oder Eisstücke sind, die, im Gewicht zwischen einigen Kilogramm und einigen Tonnen schwankend, aus dem Weltraum mit großer Geschwindigkeit in den Luftmantel der Erde einschlagen, durch den plötzlichen Widerstand und die Bremswirkung ins Glühende geraten und solange in einer leuchtenden Bahn dahinjagen, bis sie die Erdatmosphäre wieder verlassen haben oder in ihr verdampt sind. Den in Schwärmen auftretenden Sternschnuppen müssen also dichtere Massen im Weltraum befindlicher Meteore zugrundeliegen, die an den gewissen Tagen in die Nähe der Erde gelangen. Die regelmäßige alljährliche Wiederkehr der Novemberereignisse und ihre gesteigerte Intensität in drei- und dreißigjährigen Perioden kann man sich klar machen, wenn man eine langgestreckte Ellipse auf ein Blatt Papier zeichnet und Sand längs der Linie ausstreut, an einer Stelle besonders dicht. Ein Kreis, der die Ellipse berührt, stelle die Erdbahn dar. Sowohl die Erdbahn als auch die Sternschnuppenmasse sind in Bewegung auf ihren Bahnen, einmal im Jahre müssen sie in unmittelbare Nachbarschaft geraten, dann zwingt die Erde die kleinen kosmischen Körper zu sich. Selten nur ist gerade die dichteste Stelle des Sternschnuppenschwarms zugleich mit der Erde an der Berührungsstelle der Bahnen: Nur dann bietet sich der Anblick solcher Sternschnuppenschwärme, wie wir sie beschrieben fanden.

Die Massen im Weltraum, welche die Schwärme von Sternschnuppen verursachen, sind, dies weiß man seit 1866, wo der große Novemberfall eingehende Untersuchungen anregte, die Zerfallsprodukte ehemaliger Kometen. Der Schneeflecken, dessen Kette die Sternschnuppen des 12. November verursachten, hat im Jahre 126 n. Chr. durch Einwirkung des Planeten Uranus seine endgültige Bahn angenommen und sich dann unter der Kraftwirkung der Sonne in seine meteorischen Bestandteile aufgelöst. Unter den Augen der Astronomen vollzog sich das 1846 mit dem Kometen Biela, der 1852 als Doppelkomet wiederkehrte und 1872 einen prächtigen Sternschnuppenschwärm hervorrief. Diese sogenannten Bielen treten ebenfalls im November — um den 27. herum — auf, doch nicht mehr so zahlreich, wie im vorstehenden Jahrhundert, nachdem sie durch die großen Planeten eine Veränderung ihrer Bahn erfahren haben. Sie sind aus der Gegend des Sternbildes der Andromeda zu erwarten, während die Sternschnuppen des 12. November ihren scheinbaren Ausstrahlungspunkt im Löwen haben, weshalb sie auch Leoniden genannt werden. Dieses Sternbild kommt erst um Mitternacht über den Horizont, sein Hauptstück gleicht einer Sichel, und aus ihrem Halbkreis werden die Sternschnuppen sich verbreiten. 1932 ist wieder ein besonders starker Fall zu erwarten, doch wird dieser an die des letzten Jahrhunderts nicht heranreichen, und zwar aus denselben Gründen, die für das Nachschaffen der Bielen maßgebend sind; aber immer bieten auch in den den Maximum vorangehenden Jahren die Leoniden ein schönes Schauspiel.

Vor anderen Sternschnuppen zeichnen sie sich dadurch aus, daß sie die größte mittlere Geschwindigkeit haben, nämlich 77 Kilometer in der Sekunde, daß sie ferner schon hoch in der Atmosphäre (etwa 130 Kilometer) zum Aufleuchten gelangen und auch hoch (etwa 90 Kilometer) wieder erlöschen. Die Länge ihrer Bahn ist verhältnismäßig kurz (etwa 85 bis 90 Kilometer), was eben sich als Folge ihrer Geschwindigkeit herausstellt: Je größer die Wucht ist, mit der sie aus dem Nichts in die obersten Luftschichten gelangen, desto mehr erhöhen sie sich, desto eher verrennen sie.

Der „Teufel“

Zahisches von A. Diez-Langhammer.

„Shoot“ nannten ihn die Inder, den „Teufel“. Sie hatten recht von ihrem Standpunkt aus, denn der Tiger, der nun schon seit Monaten in der Gegend sein Unwesen trieb, schien gegen alle Menschenaffen gefest zu sein, trat immer dort auf, wo er am wenigsten vermutet wurde, und war schon zur Landplage geworden.

2 — laß sich biskop biskop affittit affittit affittit Ein englischer Forstbeamter hatte den Distrikt erst neu übernommen. Er wollte ihn kennen lernen und zog nun mit einigen Kulis von einem Forstbungalow zum anderen. So lernte er eines Tages auch den „Teufel“ kennen. Das war, als der Europäer eines der Häuser schon von zwei Weisen besetzt fand. Sie nannten sich Witt und Brandon und waren eigens in den Distrikt gekommen, um den „Teufel“ zu schießen. Sie hatten an verschiedenen Stellen der nächsten Umgebung junge Büffel angebunden und hofften, der Tiger würde einen der Küder treffen.

Aussehen sie zu dritt in ihren Viegeklüben vor dem Bungalow. Vor ihnen war eine kleine Lichtung in den Wald geschlagen, die nach zehn Metern steil zu einem Fluß abfiel. Etwas Einfallendes lag in der Abendstimmung. So wollte auch das Gespräch nicht recht in Gang bleiben; der Forstbeamte und Witt betrat den Bungalow, um einander ihre Waffen zu zeigen. Brandon blieb in seinem Viegeklübe. Er hatte oft etwas Befriedigendes an sich, und wenn ihn eine dieser Stimmungen überfiel, dann konnte er sich nicht aus dem Träumen lösen.

Die beiden anderen kimmerten sich erst um ihn, als die Dunkelheit hereingebrochen war und er nicht im Bungalow erschien. Sie schickten einen Kuli hinaus, der ihn hereinbitten sollte. Doch der Jnder kam raslos zurück: „Der Zahib ist nicht draußen, sein Stuhl steht leer!“ Die Weisen saßen sich an, eilten vor den Bungalow, riefen in die Nacht hinaus: „Brandon, Brandon!“ Doch nur das Echo und aufgeschreckte Stimmen des nächsten Dschungel antworteten ihnen. Da suchten sie mit ihren Jagdlaternen den Boden vor dem Hause ab. Ein paar Fußspuren verrieten ihnen, daß Brandon auf und abgegangen sein mußte, doch sie verloren sich auf dem hartgetretenen Grund unmittelbar vor dem Bungalow. Ein kleiner Erdhümpchen, von dem weder der Forstbeamte noch Witt wußte, wie er hergekommen sein mochte, war alles, was die beiden sonst noch fanden.

Sie alarmierten das nächste Dorf, drangen mit Fackeln in den Dschungel ein. Alles Suchen blieb erfolglos. Sie nahmen die Streife am Tage wieder auf. Sie fanden nichts. Brandon blieb verschwunden, wie durch die Luft entführt.

Da gab Witt sein Unternehmen auf. Er mochte wohl nicht ohne den Freund weiterjagen, und der Forstbeamte mußte seine Dienstreise fortsetzen. Monate waren vergangen. Der „Teufel“ trieb ungestört sein Unwesen, holte sich fast täglich ein Opfer. Die Behörden wurden besorgt und verlangten den Abbruch von jedem Preis. Doch der Tiger schien mit den Menschen zu spielen. Er war niemals dort, wo er vermutet wurde. Ihn selbst sah man nicht, nur die Reste seiner Opfer.

Eines Tages lagerte der Forstbeamte wieder in dem Bungalow am Fluß. Er wollte nicht eher ruhen, bis er den „Teufel“ erlegt hatte, der Nachrichten zufolge dreißig Kilometer weiter nördlich die neuesten Spuren seiner Untaten hinterlassen hatte.

Im Bungalow lastete die Tageshitze, und draußen auf der Lichtung war angenehme Kühle. Der Förster ließ sich seinen Viegeklübe dort hinaus tragen, um den Abend zu genießen. Neben ihm lehnte seine geladene Büchse, von der er sich im Dienst niemals trennte. Ein Kuli hatte ihm eben die Post gebracht, und der Weibe verneigte sich in die Briefe. Wohligh überfiel ihn ein Unbehagen. Er wußte nicht, woher es kam, und er hob unwillkürlich den Kopf. Da sah er drüben am Waldrand, acht Meter entfernt, den „Teufel“ haun. Die selben Augen leuchteten aus dem Halbkreis der Baumkronen und starrten den Weisen an.

Der Brief fiel dem Engländer aus der Hand. Die Büchse flog ihm an die Schulter, und der Schuß bellte. Ein Brüllen, das den Bungalow zu erschauern schien, war die Antwort. Und dann „rang der Teufel“. Er kam um den Bruchteil einer Sekunde zu spät. Denn wenn er auch unter seinem Gewicht den Viegeklübe zertrümmerte, so traf er doch nicht mehr den Engländer. Denn der Weise war mit einer Gelenkigkeit, die ihm